

Rezeptionsgeschichte als Lexikon

Ein Vortrag zum Erscheinen von Band 13 des Neuen Pauly:
Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte A - Fo (Oktober 1999)

Wissen Sie bereits, wie der erste dunkelhäutige, aus Afrika stammende Dichter lateinischer Zunge hieß? Gemeint ist hier nicht der berühmte Terenz, der Meister der römischen Komödie, dessen Beiname Afer wahrscheinlich auf Libyen verweist; gemeint ist vielmehr ein Poet der frühen Neuzeit, aus dem dunkelsten Teil des Kontinents. Da Sie es möglicherweise nicht wissen: Er nannte sich Johannes Latinus (Juan Latino), brachte es zum Professor für Latein an der Universität von Granada und verfasste neben anderem ein panegyrisches Epos „Austrias“, das die Schlacht von Lepanto zum Gegenstand hat – eben jene Schlacht des Jahres 1571, in der Cervantes Teile seiner linken Hand einbüßte.

Oder haben Sie schon von Archäologischen Parks gehört? Vielleicht noch nicht, denn es handelt sich hierbei um eine Novität der jüngsten Zeit, um eine Errungenschaft für den Erlebnismarkt der modernen Zerstreungsgesellschaft. Der Archäologische Park wartet mit einem Ensemble ganz oder teilweise rekonstruierter Bauten am historischen Orte auf – man spricht da einschmeichelnd von einer besucherorientierten Aufbereitung der Befunde. Schluss also mit dem ratlosen Starren auf unansehnliche Substruktionen und auf nach Xanten oder Carnuntum, wo der archäologische Park-Gedanke auf mustergültige Weise verwirklicht worden ist.

Worum haben sich vor nunmehr hundert Jahren Karl Bücher und Eduard Meyer gestritten, worum ging es in der B.-M.-K., der Bücher-Meyer-Kontroverse? Wie modern war die Wirtschaft im klassischen Griechenland; gab es dort bereits Fabriken? Bücher wollte die antike Ökonomie auf das Haus verwiesen wissen, auf den dortselbst herrschenden Kreislauf von der Erzeugung bis zum Verbrauch; Meyer hingegen fand – als Folgen der Geldwirtschaft und Sklavenarbeit – überall im Raume der Ägäis ausgeprägte Handels- und Industriestädte vor.

Wie verbreitet sind Kenntnisse über den Arkadismus? Der Spruch *Et in Arcadia ego*, „Auch

ich in Arkadien“ mag manchem geläufig sein, doch wem ist bekannt, dass ein Symbol, ein Lebensgefühl derart hartnäckig die Jahrhunderte durchzogen hat, dass es sich lohnt, die entlegene zentralpeloponnesische Landschaft mit einem -ismus auszustatten?

Wo stehen die philologisch-historische und die archäologische Byzantinistik in besonderem Flor? Denkt da jedermann sofort an die Eheleute Bliss in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und an Herbert Hunger in Wien? Die ersteren haben in Dumbarton Oaks, in Georgetown (Washington), eines der bedeutendsten Forschungsinstitute für die byzantinische Kultur gegründet. Hunger wiederum, den die Katalogisierung von Handschriften auf das abseitige Gebiet hingewiesen hatte, errichtete ein eigens hierauf spezialisiertes Dokumentationszentrum.

Welche Bewandnis hat es mit dem Ober- und Untereigentum des Mittelalters, was soll man von diesen Termini halten, die so klingen, als sollten Herrschaftsrechte an Sachen auf Stockwerke verteilt werden? Tatsache ist, dass man mit Ober- und Untereigentum, mit dem *dominium directum* und dem *dominium utile*, das Lehensrecht auf Begriffe zu bringen versucht hat. Und so sehr die Lehre vom geteilten Eigentum dem Ausschließlichkeitsdogma des römischen Rechts widersprach, so elegant wussten die mittelalterlichen Juristen, die Glossatoren, auch sie aus der Überlieferung, dem Corpus Iuris Justinians, abzuleiten.

Seit wann verfügt das kleine, jetzt wieder auf das einstige Provinzdasein zurückgeworfene Bonn über antike Kunstwerke, und wieviele einschlägige Museen harren dort der Schaulust der Besucher? Es sind deren zwei, das Rheinische Landesmuseum und das in der einstigen Anatomie untergebrachte Akademische Kunstmuseum, und beide verdanken ihre Existenz den Bemühungen Berlins, die rheinische Bevölkerung mit der Tatsache zu versöhnen, dass sie nach den napoleonischen Kriegen preußisch geworden war.

Sie haben längst erraten, dass alle diese Fragen aus Stichwörtern des neuen Lexikons abgeleitet sind, des Bandes daraus, der soeben erschienen ist und den zu würdigen wir hier versammelt sind. Die Stichwörter, die ich benutzt habe – Afrika, Archäologischer Park, Bücher-Meyer-Kontroverse, Arkadismus usw. –, mögen noch so verschiedenartige Inhalte bezeichnen, sie scheinen sich gleichwohl allesamt mühelos den Kategorien unterordnen zu lassen, die der Titel des Bandes nennt, der *Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte*. Der Titel ist neu, und auch durch seinen Inhalt kann der heute aus der Taufe zu hebende Band beanspruchen, der erste seiner Art zu sein. Es liegt daher nahe, dass wir uns zunächst mit dem wichtigsten, am wenigsten selbstverständlichen Begriff des Titels befassen, mit dem Ausdruck ‚Rezeption‘.

Wer in den fünfziger oder sechziger Jahren unseres Jahrhunderts, und vielleicht sogar noch in jüngerer Zeit, ein altertumskundliches Studium betrieben hat, der konnte in der einschlägigen Seminarbibliothek auf eine kleine, meist wenig beachtete Abteilung stoßen: ‚Nachleben der Antike‘. Dort pflegten Pionierleistungen untergebracht zu sein, die auch heute noch unentbehrlich sind, etwa Georg Voigts ‚Wiederbelebung des classischen Altertums‘ oder Karl Borinskis ‚Antike in Poetik und Kunsttheorie‘, vielleicht auch ‚Cicero im Wandel der Jahrhunderte‘ von Tadeusz Zielinski oder ‚Vergil, Vater des Abendlandes‘ von Theodor Haecker. Gleichwohl: schon die Bezeichnung – ‚Nachleben‘ oder auch ‚Fortleben‘ – lässt darauf schließen, dass man nur die antiken Ursprünge für wirklich lebendig hielt und dass man allem Späteren als bloßem Abglanz oder Widerschein eine mindere Seinsqualität beimaß. Und anders als die Autoren der genannten Pionierleistungen pflegte man auch in der Sache mit jenem ‚Nachleben‘ so umzugehen, als handle es sich um nichts als ‚Nachleben‘: Humanistische Voreingenommenheit und klassizistisches Regeldenken stempelten die Wirkungen oder Folgen antiker Gegebenheiten als richtig oder falsch ab und gefielen sich darin, apodiktisch zu unterscheiden, ob dieses oder jenes Stück Altertum im Laufe der Zeiten verstan-

den oder missverstanden worden sei. Die Periode der ‚Nachleben‘-Studien gehört der Vergangenheit an; man pflegt jetzt alles Anknüpfen an Antikes nicht mehr als Abglanz oder Widerschein, sondern als selbständige, von je eigenen Antrieben des Anknüpfenden geleitete Umprägung zu deuten, und man würdigt nicht nur den die Jahrhunderte durchziehenden Zettel der Antike-Tradition, sondern auch den von Jahrhundert zu Jahrhundert die Farbe wechselnden Einschlag der modifizierenden Übernahme als ernst zu nehmende Größe. Diese Änderung der Betrachtungsweise ist schlechtweg dadurch bedingt, dass wir Heutige nicht nur die Gegenstände ferner Vergangenheiten als historische und somit relative Größen zu betrachten versuchen (das ist seit den Tagen Friedrich August Wolfs schon immer geschehen), sondern auch unsere eigene Epoche, unseren eigenen Standpunkt: Wir radikalisieren den Historismus, indem wir dessen Leitgedanken, dass alles sich im ständigen Fluss der Entwicklung befinde, auf uns selbst anwenden und uns somit nicht mehr im Besitz unverrückbar richtiger Maßstäbe wähnen.

Die neue Betrachtungsweise erhielt, wie es sich gehört, einen neuen Namen, und an die Stelle der ‚Nachleben‘-Studien trat die Erforschung der *Wirkungs- oder Rezeptionsgeschichte*. Der Begriff ‚Rezeption‘ ist erst seit den siebziger Jahren Gemeingut aller geisteswissenschaftlichen Fächer. Man schlage in der siebzehnten Auflage des ‚Großen Brockhaus‘ nach: Erst der Supplement-Band des Jahres 1976 sucht den Benutzer einschlägig zu belehren. Dasselbe gilt für Gero von Wilperts ‚Sachwörterbuch der Literatur‘: Dort erscheint das neue Stichwort nicht vor der sechsten Auflage, vom Jahre 1979.

Von Rezeption spricht man auch in der Psychologie und Sinnesphysiologie. Dort meint man mit ‚Rezeptivität‘ – wie es der Herkunft vom lateinischen *recipere*, ‚entgegennehmen‘, ‚aufnehmen‘, entspricht – das Aufnehmen von Reizen und Eindrücken sowie die Fähigkeit, Reize aufzunehmen; als Gegenbegriffe dienen die Kategorien ‚Produktivität‘ (die Fähigkeit des Hervorbringens) und ‚Spontaneität‘ (die Fähigkeit psychischer Kräfte, aus eigenem Antrieb tätig zu werden). Dem Ausdruck haftet somit in der Psy-

chologie ein Moment des Passiven an. Den Geisteswissenschaften wäre mit dieser Verwendungsweise schlecht gedient: Sie vertriebe den Teufel ‚Nachleben‘ mit dem Beelzebub bloßer Hinnahme. In den Geisteswissenschaften kommt es vielmehr darauf an, dass sich der Aufnehmende, der Rezipierende bei der Aufnahme eines beliebigen Elements aus irgendeiner kulturellen Hinterlassenschaft aktiv beteiligt, indem er das Aufzunehmende seinen eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen anpasst: durch Hinzufügen, Weglassen oder Ändern, in der Literatur nicht selten durch allegorisches oder sonstiges Umdeuten. Die Vervollständigung eines geflügelten Wortes zeigt, dass schon die Antike einen Begriff von diesem alle Tradition bestimmenden Vorgang gehabt hat. Die bekannte Sentenz *Habent sua fata libelli*, „Es haben ihr Schicksal die Bücher“ stammt von Terentianus Maurus, einem Autor des späten 2. Jahrhunderts n. Chr., der einige Lehrgedichte über Gegenstände der Grammatik hinterlassen hat. Dieser Vers, ein Hexameter, lautet unverstümmelt: *Pro captu lectoris habent sua fata libelli* – „Wie der Leser sie aufnimmt, haben die Bücher ihr Schicksal“. Hier enthält *captus* als Stellvertreter von *recipere* ein subjektives Element, das auf den bedingenden, Änderungen verursachenden Horizont des Rezipienten verweist.

Der heutige geisteswissenschaftliche Rezeptionsbegriff scheint aus der juristischen Romanistik, der Kunde vom römischen Recht, hervorgegangen zu sein. Dort ist der Ausdruck seit Jahrzehnten gängige Münze. Er bezeichnet das Phänomen der Auf- und Übernahme als einen Vorgang, der in die Substanz des Aufgenommenen eingreift – es sei an das Beispiel des römischen Eigentumsbegriffs erinnert, der unter den Händen der Glossatoren zum lehnsrechtlichen Ober- und Untereigentum wurde. Der Rahmen hierfür war die Übernahme oder Rezeption des gesamten Corpus Iuris Justinians durch die kontinentaleuropäischen Völker.

Dieses Werk hatte nur noch als Buch, als Dokument einer vergangenen Epoche existiert, als jene dreiteilige Anthologie aus einer vielfältigen Rechtsüberlieferung, die in den Jahren um 530 auf Befehl Kaiser Justinians angefertigt worden war. Im hohen Mittelalter, als man nur noch die

alten germanischen Stammesrechte, also ein vorwissenschaftliches, fester Begrifflichkeit ermangelndes Brauchtum kannte und anwandte, begannen Gelehrte, zunächst in Bologna, dann auch an anderen Universitäten, die im Corpus Iuris bewahrte Rechtsmasse mit den Methoden der Scholastik zu erläutern. Hieraus ging die europäische Rechtswissenschaft mit ihren rationalen Methoden der Rechtsauslegung und -anwendung hervor, sowie ein wissenschaftlich geschulter Juristenstand, der überall in den Staaten und Städten großen Einfluss gewann. Eine ältere, der Romantik verpflichtete Forschungsrichtung hat diese Entwicklung dahingehend missdeutet, dass mit ihr Eigenes verlorengegangen und Fremdes an dessen Stelle getreten sei – man beschrieb die Rezeption des römischen Rechts als ‚Überfremdung‘, als einen Prozess, bei dem sich die übernehmenden Völker, zumal die Deutschen, gänzlich passiv verhalten hätten. Der Rechtshistoriker Franz Wieacker sah sich noch im Jahre 1952 veranlasst, gegen diese Auffassung anzugehen; „als ob überhaupt“, schrieb er in seiner ‚Privatrechtsgeschichte der Neuzeit‘, Seite 64, „von einem lebenden Volk Recht übernommen werden könnte, ohne völlig angeeignet und dadurch verwandelt zu werden“.

In den philologischen Disziplinen kann man mit Rezeption sämtliche Vermittlungsbedingungen von Literaturwerken, also all das bezeichnen, was die Literatursoziologie zu untersuchen pflegt: Welche Literatur wird unter welchen Voraussetzungen von welchen Gruppen und Schichten gelesen usw. Wichtiger sind jedoch zwei genauer umschriebene Bereiche rezeptionsorientierter Literaturbetrachtung: die Rezeptionsästhetik und die Rezeptionsgeschichte. Literaturwerke üben ja nicht nur von ungefähr Wirkungen aus; sie sind vielmehr von vornherein auf bestimmte Wirkungen hin angelegt. Hieraus ergeben sich die genannten beiden Grundrichtungen rezeptionstheoretischen Betrachtens. Man kann einerseits analysieren, welche Wirkung das Werk nach der Absicht des Autors hat erzielen sollen. Hierher gehört die bekannte Lehre vom impliziten Leser, von der in das Werk hineinkomponierten Leserrolle. Man kann andererseits zu ermitteln suchen, welche Wirkungen ein gegebene

nes Literaturwerk tatsächlich erzielt hat: sowohl bei denen, für die es ursprünglich bestimmt war, als auch bei allen Späteren. Dieser faktischen Wirkung gilt die *rezeptionsgeschichtliche Betrachtungsweise*; wer sich auf sie einlässt, benötigt außer dem Werk selbst Materialien, die die Reaktionen der Aufnehmenden dokumentieren. Die Rezeptionsästhetik, die Ermittlung des Verhaltens, das der Autor dem Leser zugeordnet hat, untersucht das Werk im Blick auf das Publikum; die Rezeptionsgeschichte untersucht das Publikum im Blick auf das Werk.

Bei der rezeptionsgeschichtlichen Betrachtungsweise muss man, wie schon angedeutet, die Rezeption der Zeitgenossen von der irgendwelcher späterer Rezipienten unterscheiden. Die Rezeption der Zeitgenossen pflegt nur für Werke vom 18. Jahrhundert an hinlänglich dokumentiert zu sein; nur bei ihnen lässt sich auf differenzierte Weise dartun, wie sie sich in ihrem ursprünglichen Horizont ausgenommen haben. Aus älteren Epochen ist über die Reaktionen der primären Rezipienten nur gelegentlich diese oder jene Einzelheit bekannt. Wenn z. B. Sueton meldet, der Schulmeister Caecilius Epirota habe schon zu Vergils Lebzeiten dessen Werke erklärt, dann kann man daraus schließen, dass Vergil von Anfang an ein erfolgreicher Autor war. Im allgemeinen aber reichen die meist spärlichen und isolierten Hinweise für eine überzeugende Rekonstruktion des primären Horizonts nicht aus. Andererseits sind die Literaturwerke aus älteren Zeiten, insbesondere die der Griechen und Römer, durch viele Hände gegangen, ehe sie uns erreichten. Sie haben eine lange Rezeptionsgeschichte hinter sich, und so kann man denn die wechselvollen Wirkungen nachzeichnen, die diese Werke in späteren Zeiten erzielt haben – sei es bei den verschiedenen Gruppen von Lesern und Benutzern, sei es bei anderen Autoren, die das betreffende Werk nachzuahmen, abzuwandeln oder zu überbieten suchten.

Soviel zum Begriff der Rezeption. Die Rechtshistoriker hatten ihn einfach ihren Quellen entnommen: In den Digesten verlautet oft, dass etwas – ein Gesetz, ein Rechtsgrundsatz, ein Rechtsgeschäft – *receptum*, in Aufnahme gekommen, anerkannt sei: Die Gesetze sind durch Volks-

abstimmung, *iudicio populi*, anerkannt, die *patria potestas* durch Brauch, *moribus*, usw. In der Literaturwissenschaft wurde der Ausdruck zu Beginn der sechziger Jahre heimisch; die Bände der Reihe „Poetik und Hermeneutik“ belegen, dass deren Autoren ihn vom Jahre 1964, von ihrem zweiten Kolloquium an im Munde führten.

Was nun den „Neuen Pauly“ angeht, so findet Rezeptionsgeschichte durchaus nicht nur in dem hiernach betitelten, soeben erschienenen Bande statt; wie jeder Benutzer weiß, enthalten auch die bisher publizierten Teile der Hauptreihe allerlei Rezeptionsgeschichtliches. Dort enden die Artikel über literarische Größen regelmäßig mit einem Ausblick auf deren Wirkung (nur beim alten Cato, dem Begründer der lateinischen Prosa, habe ich dergleichen vermisst), und auch bei den historisch bedeutenden Persönlichkeiten ist dies oft der Fall (z. B. bei Caesar – nicht hingegen bei Catilina, dem von den Dramatikern des Barock, bis hin zu Voltaires „Rome sauvée“ viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde). Eigenartigerweise hat man sich im allgemeinen nicht dazu verstanden, bei den Figuren des Kults und des Mythos ebenso zu verfahren; der Gott Dionysos zählt in dieser Hinsicht zu den wenigen Ausnahmen. Da die rezeptionsgeschichtliche Abteilung des Lexikons von Artikeln über Personen gänzlich absieht, klaffen infolgedessen Lücken im Gesamtwerk: Wer etwas über Daidalos oder Elektra als Figuren der europäischen Dichtung oder Kunst erfahren will, muss nach wie vor zu einem mythologischen Speziallexikon oder zu Elisabeth Frenzels „Stoffen der Weltliteratur“ greifen.

Doch nun zu dem rezeptionsgeschichtlichen Bande A – Fo, dem ersten Teil einer auf drei Teile berechneten Reihe. Sein Titel enthält, indem er als zweites Gebiet die Wissenschaftsgeschichte namhaft macht, genau besehen eine Redundanz. Denn auch die wissenschaftliche Befassung mit der Hinterlassenschaft der Antike ist nichts anderes als Rezeption. Gleichwohl hat der Herausgeber recht daran getan, die Dimension der Wissenschaftsgeschichte explizit zu nennen: Der auf festen, meist staatlichen Institutionen beruhende Forschungs- und Lehrbetrieb ist ganz und gar auf die Rekonstruktion und Vermittlung dessen gerichtet, was einmal war; bei aller übrigen

Rezeption hingegen dient das antike Substrat neuen, durch die jeweiligen Umstände bedingten Zwecken.

Die Stichwörter des rezeptionsgeschichtlichen Bandes bestehen, da die bunte Vielfalt der Personennamen entfällt, aus Begriffen und geographischen Bezeichnungen. Deren sind indes in dem ganzen Band nicht mehr als etwa einhundertfünfzig an der Zahl, und hiervon wiederum nehmen 35, deren Länge sich auf zehn Spalten und darüber beläuft, knapp zwei Drittel des verfügbaren Raumes von etwa 1160 Spalten ein. Man sieht sich also einem alphabetisch geordneten Bündel von Kurzmonographien gegenüber, das man kaum noch als Lexikon im üblichen Sinne des Worts bezeichnen mag.

Dieser Befund scheint befremdlich; zu seiner Erklärung sei ein kurzer Blick auf die Geschichte der *Lexikographie* oder besser der *Enzyklopädie* geworfen (die beiden Ausdrücke werden oft – nicht ganz zu Recht – *promiscue* gebraucht). Der Gedanke, dass es sowohl Köpfe als auch Bücher geben müsse, die alles wichtige Wissen ihrer Zeit enthielten, entstammt der Antike. Dem Hellenismus war das Ideal der *enkyklios paideia* geläufig, einer Form der Allgemeinbildung, deren Bezeichnung von den Römern als *orbis doctrinarum*, als „Kreis von Wissenschaften“ gedeutet wurde. Literaturwerke, in denen sich diese Konzeption niederschlug, sind erst aus spätantiker Zeit überliefert, insbesondere in Gestalt einer Schrift von Martianus Capella (5. Jahrhundert n. Chr.), die wegen ihrer allegorisch-mythologischen Einkleidung den Titel „*De nuptiis Philologiae et Mercurii*“ – „Philologias Vermählung mit Merkur“ trägt. Dort werden in systematischer Form die *Artes liberales* abgehandelt: zunächst das sprachliche *Trivium*, bestehend aus Grammatik, Rhetorik und Dialektik, und sodann das mathematische *Quadrivium*, d. h. die vier Fächer Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musiktheorie. Etwa zwei Jahrhunderte später erschienen die „*Etymologiae*“ Isidors von Sevilla, die umfassendste Summe alles Wissens aus der Spätantike. Dort folgen auf die sieben *Artes* einige weitere Disziplinen, darunter die Theologie, sowie eine systematisch geordnete Darstellung sämtlicher Realien; diese behandelt sowohl

die Gegenstände der beschreibenden Naturkunde als auch die gesamte menschliche Zivilisation.

Wie ersichtlich, hat sich der enzyklopädische Gedanke während der Antike in Werken konkretisiert, die aus einer Folge von jeweils nach einem System arrangierten Sachgebieten bestanden. Lexika im eigentlichen Sinne, Nachschlagewerke also, die ihr Material in alphabetisch geordneten Stichwörtern darboten, waren auch in Gebrauch, jedoch weniger verbreitet. Die umfanglichste erhaltene Unternehmung dieser Art ist ein byzantinisches Lexikon, entstanden um das Jahr 1000 und überliefert unter dem rätselhaften Titel „*Suda*“.

In den mittelalterlichen Enzyklopädien behielt das System die Vorherrschaft; dasselbe gilt für die ersten Jahrhunderte der Neuzeit. Erst mit der Aufklärung begann sich die alphabetische Ordnung auszubreiten. Ein weit herausragender Markstein in der Geschichte der Lexikographie ist die berühmte „*Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*“ die – in 35 Bänden – 1751 bis 1780 in Paris, Neuchâtel und Amsterdam erschien. Ein wesentliches Merkmal sowohl dieses Werkes als auch der übrigen Lexika jener Zeit bestand darin, dass die einzelnen Stichwörter jeweils größere Sachgebiete behandelten. Die Gepflogenheit, auch mit kleinen und kleinsten Artikeln aufzuwarten, ist erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Friedrich August Brockhaus, dem bekannten Verlagsgründer, eingeführt worden.

Dass ein Lexikon auf Lemmata geringen Umfangs verzichtet, dass es statt dessen eine Sequenz von Kurzmonographien bringt, ist also nichts Neues: Man gewährt dem systematischen Prinzip von einst in verkleinertem Maßstab wieder Einlass, indem man eine Kette von Subsystemen vorführt, die ihrerseits der alphabetischen Ordnung gehorcht. Noch heutzutage hat z. B. die „*Encyclopaedia Britannica*“ ein derartiges Aussehen.

Vor allem aber ist das im Falle des rezeptionsgeschichtlichen Teiles des „Neuen Pauly“ gewählte Verfahren dortselbst durch die Sache gerechtfertigt: Jegliche Übersicht über große, oft verwickelte Zusammenhänge fordert vom Verfasser

Einlässlichkeit und vom Benutzer Geduld – dieser muss sich darauf einstellen, dass das Werk weniger zu eiligem Nachschlagen taugt als zu eingehender Lektüre. Dafür aber, dass die Suche nach einem geeigneten Stichwort nicht enttäuscht wird, ist durch eine vorangestellte alphabetische Liste derselben gesorgt, und vielleicht schlüsselt der Herausgeber die Inhalte am Ende des dritten Bandes noch durch ein detailliertes Sachregister auf – etwa nach dem Muster der „Theologischen Grundbegriffe“ von Heinrich Fries, einem zweibändigen Werk, das lediglich aus großen Artikeln besteht, wo man aber durch ein umfangreiches Verzeichnis von Begriffen an die Einzelheiten herangeführt wird.

Was den Inhalt betrifft, so verwendet der neue Band den Begriff *R e z e p t i o n* als umfassende Formel für alles, was Europa, ja der Globus von der Antike empfangen hat und noch stets empfängt. Vielleicht sollen die Bereiche der Alltagskultur wie Kleidung, Hausgerät und Handwerk weniger berücksichtigt werden (hier lässt der erste Band allein noch keine zuverlässigen Schlüsse zu); im übrigen aber scheint – nach Orten, Zeiten und Gegenständen – Vollständigkeit angestrebt zu sein, weit über die üblichen Domänen der Rezeptionsgeschichte, über die Literatur, die Philosophie, die Kunst und das Recht, hinaus. Dass man sich hierbei auf das Wesentliche beschränken muss, bedarf kaum der Erwähnung – nicht jede Akademie in Mittelamerika, nicht jeder klassizistische Impetus im Hausbaustil Australiens kann erwähnt werden.

Das *V o r w o r t* teilt die Stichwörter in sechs Kategorien ein: in die Sachgebiete der Rezeption (wie Literatur, Bildung, Philosophie usw.), in Länder und Kulturräume, in kulturelle Richtungen und Epochen, in wissenschaftliche Disziplinen, in Forschungs- und Bildungsinstitutionen sowie in bedeutende archäologische Ausgrabungsstätten.

Wenn man nun versucht, die Ausführung dieses Programms zu beurteilen, dann tut man gewiss gut daran, einen Hinweis des Herausgebers zu beherzigen: Mit der Spezialität Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte wird lexikographisches Neuland betreten. Demgemäß wollen die hier gelegentlich eingeflochtenen Hinweise auf forma-

le Unstimmigkeiten nicht allzu schwer genommen werden: Sie stehen in keinem Verhältnis zu dem, was dort inhaltlich geleistet worden ist.

Die Wirkung lässt sich naturgemäß nicht gänzlich von der Sache trennen, die jeweils gewirkt hat – so erklärt sich leicht, dass bisweilen die Interdependenz zwischen dem Hauptteil des „Neuen Pauly“ und dem rezeptionsgeschichtlichen Supplement prekär ist: Der rezeptionsgeschichtliche Artikel bringt gelegentlich zu viel oder zu wenig für einen glatten Anschluss an das Pendant im Hauptteil. Im Falle der ‚Apotheose‘ fehlt ein solches Pendant gänzlich; folglich ermangeln die Ausführungen des Rezeptionsbandes der antiken Basis. *Sub verbo* ‚Botanik‘ begnügt sich der Hauptteil mit dem Verweis „s(iehe) Pflanzenkunde“; das rezeptionsgeschichtliche Analogon hingegen befasst sich größtenteils mit dem antiken Substrat, insbesondere den einschlägigen Werken Theophrasts. Der ‚Aphorismos‘ des Hauptteils enthält bereits zur Hälfte Wirkungsgeschichte; die ‚Argumentationslehre‘ im Rezeptionsband führt zunächst auf über vier Spalten die antiken Grundlagen vor. Mitunter scheint problematisch, ob der Einfluss der Antike tatsächlich so mächtig war, wie der rezeptionsgeschichtliche Artikel wahrhaben möchte – etwa bei ubiquitären Erscheinungen wie der Autobiographie oder dem Brief.

Eine ziemlich häufige Praxis besteht darin, dass eine unnötig hohe Systemstufe bevorzugt wird: Man hätte als besonderen Artikel bringen können, was jetzt in den Bereich eines umfassenderen Stichworts inkorporiert ist. Über die Agrimensoren, die römische Zunft der Feldmesser, soll erst das Lemma ‚Metrologie‘ Auskunft geben; über Akustik, Alchemie und manches andere wird der Benutzer erst im Dachartikel ‚Naturwissenschaften‘ belehrt werden, und für die Dialektik hole man sich Rat im Stichwort ‚Philosophie‘. Warum wird die Diatribe der ‚Satire‘ zugewiesen und der Dithyrambus der ‚Lyrik‘? Und die wenig gebräuchliche Kategorie ‚Adaptationen‘ umfasst so verschiedene Dinge wie Antike-Romane, Kompilationen, Übersetzungen und Travestien.

Was die geographischen Artikel angeht, so hätten sich heutige Länder wie Albanien, Estland oder Finnland ebensogut im Rahmen größerer Re-

gionen wie Balkan, Baltikum oder Skandinavien abhandeln lassen; mit dem Artikel ‚Arabisch-islamisches Kulturgebiet‘ ist dies in beispielhafter Weise geschehen. Dagegen, dass auch alte Staatsgrenzen manchmal Zusammengehöriges trennen, ist schwerlich immer Abhilfe möglich: Dänemark war unbedingt mit einem eigenen Artikel zu bedenken, obwohl die dortige altertumswissenschaftliche Blüte zumal des 19. Jahrhunderts eng mit der gleichzeitigen deutschen zusammenhing.

Der Artikel ‚Deutschland‘, mit siebzig Spalten der längste des Bandes, sowie der zusätzliche Artikel ‚Bayern‘ mit siebzehn Spalten vermitteln dem Leser einen vorzüglichen Überblick über wesentliche Teile der Bildungs- und Geistesgeschichte Mitteleuropas, und wenn man noch das Stichwort ‚DDR‘ (siebzehn Spalten) hinzunimmt, dann empfängt man auch einen nachhaltigen Eindruck von den Wunden, die die ideologischen Irrwege des 20. Jahrhunderts der einstigen Hochburg der Altertumswissenschaften beigebracht haben. Der imposante Überblick scheint allerdings einen Aspekt, die Rezeption der Rezeption, d. h. die Strahlkraft der Antikeverehrung der Goethezeit, hintangestellt zu haben: Er verrät nichts über die enormen bildungspolitischen Auswirkungen des Neuhumanismus zumal in ganz Osteuropa.

Die Rubrik kulturelle Richtungen und Epochen ist einstweilen nur durch wenige Artikel repräsentiert. Beim ‚Alexandrinismus‘ stellen sich Fragen: Dieses Stichwort enthält in Wahrheit zwei – die eine Verwendungsweise, die philosophische, leitet sich von dem Aristoteles-Kommentator Alexander von Aphrodisias ab, die andere, die literarische (die nicht erst durch Nietzsche bekannt wurde), von der Stadt Alexandria. Der Artikel ‚Aufklärung‘ ist ein Kabinetstück; die Beschränkung auf das für die Antike-Rezeption Wesentliche gelang dort erheblich besser als in dem gelegentlich ausufernden Artikel ‚Barock‘. Eine besondere Erwähnung verdient das Lemma ‚Epochenbegriffe‘; dort wird die in allen drei altertumswissenschaftlichen Hauptdisziplinen in Gang befindliche Diskussion auf souveräne Weise zusammengefasst.

Antike-Rezeption findet am handgreiflichsten durch Ausgrabungen und sonstige Funde statt,

und so dokumentiert der Band die Freilegung bedeutender Ruinenfelder ebenso wie die Bestände der wichtigsten archäologischen Museen. Der reich bebilderte Artikel ‚Athen‘ ist mit 54 Spalten der Spitzenreiter, gefolgt von Byzanz mit 31. Man fragt sich, ob Aizanoi (Aezani) in der Türkei so wichtig ist, dass ihm mit acht Spalten mehr Raum zugebilligt wurde als dem berühmten Kultmittelpunkt Delphi – vielleicht hat sich der Eifer des hierfür zuständigen Bearbeiters nicht bremsen lassen. Zu den Orten, die man vermisst, zählen Agrigent, Didyma und Epidauron. Die Reihe der einlässlich beschriebenen Museen beginnt mit dem Allard Pierson Museum in Amsterdam und führt über Bagdad, Basel und Berlin weiter bis zu den Kunstsammlungen in Dresden. Museen, die kein eigenes Stichwort erhielten, sind den Länder-Artikeln zugeordnet.

Zum Schluss noch ein Wort über die altertumskundlichen Disziplinen und Institutionen. Sie gehören zum Besten des Bandes. Nicht leicht begegnet man an anderer Stelle derart gründlichen Zusammenstellungen und Übersichten; die einschlägigen Artikel behandeln mit großer Sachkunde Gegenstände, die sich im Alltag der Forscher- und Lehrtätigkeit als nicht deutlich wahrgenommene Voraussetzungen mit einer Randposition begnügen müssen. Unter den Disziplinen und deren Besonderheiten könnten Stichwörter wie ‚Altorientalische Philologie und Geschichte‘ oder ‚Archäologische Methoden‘ besonders geeignet sein, Neugier zu wecken. Bei den Institutionen seien die Lemmata ‚Altsprachlicher Unterricht‘ oder ‚Bibliothek‘ zustimmend hervorgehoben – während man sich bei der mit sechzehn Spalten bedachten ‚Akademie‘ fragt, was daran – außer dem Namen – auf die Antike zurückweist.

Mit dieser durch wenige Beispiele illustrierten Übersicht ist noch lange nicht alles genannt, was genannt zu werden verdiente. Der Band unternimmt neben anderem das Wagnis, das Altertum bis an die Gegenwart heranzuführen: mit Stichwörtern wie ‚Faschismus‘ und ‚Demokratie‘, wie ‚Comics‘ und ‚Film‘.

Wir können uns des erschienenen Teils der Rezeptionsgeschichte freuen und mit guter Zuversicht der beiden, die noch ausstehen, harren –

vielleicht gilt für sie schon nicht mehr in demselben Maße wie für den ersten, dass dort lexikographisches Neuland betreten wird. Jedenfalls

wünschen wir den Herausgebern und Autoren einen gedeihlichen Fortgang ihrer Arbeit.

MANFRED FUHRMANN, Konstanz

Die geistigen Grundlagen der zukünftigen europäischen Wertegemeinschaft

Bericht über ein internationales Kooperationsseminar der Association Internationale des Professeurs de Philosophie (AIPPh) und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Bildungswerk Münster

Anfang dieses Jahres veranstaltete die Association Internationale des Professeurs de Philosophie (AIPPh) in Kooperation mit dem Bildungswerk Münster der Konrad-Adenauer-Stiftung in Minden/Westfalen ein internationales Seminar, in dem es um die Frage nach den Kriterien einer künftigen europäischen Identität und einer europäischen Werteordnung ging. Anlass zu diesem Seminar war die Frage, was europäische Dozenten und Lehrer der Philosophie aus ihrer Sicht tun können, um der europäischen Jugend Richtungen und Wege zu zeigen, die auch in Zukunft das Leben in einer menschenwürdigen Gesellschaft ermöglichen.

Gegenwärtig – an der Schwelle des 21. Jahrhunderts bzw. des dritten Jahrtausends – stehen wir im Aufbruch in eine neue Zeit, die einen sich schon seit langem anbahnenden elementaren Wandel des gesellschaftlichen Lebens mit sich bringt. Die Herausforderungen durch technologischen Wandel, durch wissenschaftliche Entwicklungen, die in ihrer Anwendung z. T. gewohnte Wege verlassen und traditionelle Werte in Frage stellen, durch politische und gesellschaftliche Umwälzungen und zunehmende Globalisierung nicht nur in der Wirtschaft, sondern in vielen Lebensbereichen haben längst die Zukunft bewusster in das Leben der Menschen treten lassen. Unsicherheit, Pessimismus, Desorientierung sind vielfach die Folgen.

Wie können die Menschen diesen Folgen begegnen, wie können sie in Zukunft ihr Leben ordnen? Denn nur ein geordnetes Leben gibt auf Dauer Sicherheit und inneren Frieden. Zukunft kann nicht ohne Bindung gedacht werden, sie hat ihre Basis in der Gegenwart, und diese ist das Ergebnis der Vergangenheit.

Wenn wir versuchen, Leitlinien für eine gemeinsame europäische Zukunft zu erarbeiten, müssen wir in ihnen das kontinuierlich Beständige aufzeigen. Ein solches Ziel macht eine Neuorientierung unserer traditionellen Wertvorstellungen notwendig. Praktisch bedeutet dies, dass wir ihre Wurzeln und ihre Entwicklung in der griechischen Antike und im römisch-christlichen Abendland aufsuchen und die geistigen Kräfte und fundamentalen Werte erkennen, die im Laufe der Geschichte das gegenwärtige Europa geprägt haben. Kontinuität können wir schaffen, indem wir die Leitlinien für unsere Zukunft an überzeitlichen Werten wie Rationalität, Freiheit und Verantwortung, Menschenwürde und Menschenrechten, orientieren.

Das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer solchen Orientierung zu entwickeln ist vornehmlich eine philosophische Aufgabe. Die Philosophie ist von ihrem Selbstverständnis her, sich mit den Möglichkeiten und Grenzen menschlichen Erkennens und Wissens zu befassen, besonders gut geeignet, den Menschen verbindliche ethische Maßstäbe für ein verantwortungsbewusstes Handeln zu geben. Allerdings gibt die Philosophie bzw. die philosophische Ethik keine konkreten Anleitungen oder gar Rezepte, aber sie kann dem Menschen ein Bewusstsein für die notwendigen Voraussetzungen für ein maßvolles, vernünftiges Leben entwickeln. Die Philosophie kann dem Menschen keine Entscheidungen abnehmen, aber sie kann ihn zu einer wohlverstandenen Aufklärung im Sinne Kants befähigen, „selbst zu denken“ und „sich im Denken zu orientieren“.

Dieser gedanklichen Konzeption folgten die Vorträge, Arbeitskreise und eine Podiumsdiskussion.